

**Kategorie III**  
Jahrgänge 1998–2001



Lisa Cazzato, 1998

## **Befreit und doch gefangen**

### 3. September

Ich bin auf der Insel! Ich habe es geschafft! Ich bin hier!!!

Was, du weisst nicht, wovon ich rede?! Ich will es dir erklären: Mich störte das ganze Theater um Geld und Luxus. Geld regiert die Welt! Deshalb habe ich, ledig, beschlossen, mir eine Insel zu suchen. Um frei zu sein. Frei von Job, Zwängen des Alltags und Geld. Ich hatte es satt, zu hören: «Haste was, biste was. Haste nix, biste nix!»

Und noch ein anderer Grund führte zur Entscheidung für die Insel: Ich wollte endlich mal relaxen können, ohne Wecker, Abgase und andere störende Erfindungen des Menschen. Und nun habe ich sie gefunden, meine Trauminsel! Ein Jahr werde ich bleiben. Und nun auf, die Insel muss entdeckt werden!

### 23. Oktober

Ich habe mich nun auf der Insel eingerichtet und mich daran gewöhnt, nicht mehr in meinem Bett, sondern auf dem Boden zu schlafen (diese wunderschöne Stille hier!). Mein 50. Tag auf dieser herrlich freien Insel. Wie Robinson ritze ich jeden Tag einen Strich in den Stamm einer Palme. 50 Tage keinem ins Gesicht lächeln, obwohl er ein Kotzbrocken ist. 50 Tage lang musste ich meine Essenszeiten nicht der Arbeit anpassen. 50 Tage ... eine Wohltat! Ich kann es noch gar nicht fassen, dass ein Mensch so frei sein kann! Frei wie ein Vogel! *Frisch, fromm, fröhlich, frei!*

### 12. November

Ich habe heute meine Hütte, die ich am 30. Oktober angefangen habe zu bauen, fertig gestellt! Es war wirklich anstrengend, vor allem so ohne Nägel und Hammer! Stopp! Nein! Ich darf nicht schon wieder mit diesen blöden Zweifeln kommen: Gehört es sich überhaupt für einen freien Menschen, in einer Hütte zu schlafen und Nagel und Hammer nachzujammern? Na egal, ich finde es WUNDERBAR! Es hat nur so lange gedauert. Aber: *Rom wurde auch nicht an einem Tag erbaut!*

29. November

Stille, Stille, Stille ... Was gibt es Schöneres?

17. Dezember

Wie peinlich!!! Ich habe mich beim Führen von Selbstgesprächen erwischt! Ich bin richtig erschrocken über meine eigene Stimme, so lange ist sie nicht gebraucht worden! Doch ich kann nicht lange schreiben, ich muss alles, was nicht niet- und nagelfest ist (und das ist ja fast alles) vor den grossen Sommerstürmen in Sicherheit bringen! Hoch auf den Hügel.

2. Januar

Die Sommerstürme sind dieses Jahr wirklich schlimm! Heute wurden gerade meine einzigen Schuhe weggeschwemmt! Ich weiss nicht, wie ich ohne sie jemals wieder in den kleinen, dschungelartigen Wald gehen kann. Nein, Stopp! Nicht schon wieder! Ich bin ein Inselmensch, verdammt noch mal! Ich brauche keine Schuhe! Upsss ... den letzten Satz habe ich herausgeschrien! Dann hör ich lieber mal auf zu schreiben, sonst schreie ich mir noch die Seele aus dem Leib!

13. Januar

Ich fühle mich verfolgt! Überall habe ich das Gefühl, jemand beobachte mich. Und wenn ich mich dann umdrehe, sehe ich nur kurz ein Gesicht, das so schnell wieder verschwindet, dass ich es für eine Halluzination halte. Doch jedes Mal hat das Gesicht Ähnlichkeit mit einem Bekannten oder Verwandten. Ich verkrieche mich in meine Hütte und versuche, nicht daran zu denken.

29. Januar

Nun träume ich schon von diesen Gesichtern! Es wird langsam unheimlich ... Diese Stille raubt mir noch den letzten Nerv! Ich gehe nicht mehr in den Dschungel: zu still. Ich suche die Quelle nur noch dann auf, wenn das Wasser seit

Tagen verbraucht ist: auch zu still! Und immer das verdammte Gefühl, jemand sei hinter mir her!

3. Februar

Heute habe ich meine Angst überwunden und bin aufgebrochen, um mir mal den hinteren Teil der Insel anzusehen. Ich lief gerade den wunderschönen weissen Strand entlang, als ich in der Ferne plötzlich ein kleines Schiff sah. Schnell versteckte ich mich und schaute gespannt zu, was passieren würde. Als das Schiff (na ja, eigentlich Boot) näher kam, konnte ich darin einige Chinesen mit Sonnenbrille und Kamera erkennen. Nachdem das Boot angelegt hatte, sprangen die Chinesen an den Strand. Ich wollte zu ihnen laufen, doch etwas hielt mich davon ab. Ich kämpfte innerlich mit mir selber:

*Schau mal! Menschliche Wesen! Geh doch mit ihnen zurück!*  
Nein! Ich habe gesagt: ein Jahr Insel!

*Aber du willst doch zurück! Nicht wahr...?*  
Nein, warum sollte ich?

*Jeder Luxus, eine anständige Toilette ...*  
Aber ...

*Komm schon! Du willst es doch!*  
Ja ... nein ... aber ...

*Du würdest zurückkehren zu allem, was dir lieb ist!*  
Ach, halt doch 's Maul!

*Du könntest...*  
Still!!!

Und dann lief ich weg. So weit weg, wie ich nur konnte! Ich wollte nicht zurück! Na ja ... eigentlich schon ... Ach, Mann! Jetzt fange ich schon wieder damit an!

#### 4. Februar

Die Gesichter weichen Stimmen. Ich weiss nicht, was schlimmer ist...

#### 5. Februar

Liege zitternd und triefend in meiner Hütte, nur in ein grosses Palmblatt gewickelt (wieso habe ich keine Decke mitgenommen?!). Dieser verdammte Regen zu dieser Jahreszeit! Wenn ich jemanden zum Anschreien hätte, dann wäre der schon längstens taub! Doch leider habe ich niemanden zum Anschreien ... Ich denke an Robinson. Sogar er hatte es besser als ich jetzt: er hatte wenigstens Freitag zum Anschreien. Nur ich habe niemanden ... Wenn ich jemanden hätte zum Anschreien (ich würde sogar meinen Chef aushalten!), dann könnte ich den Gedanken, den Stimmen in meinem Kopf freien Lauf lassen ... Ich könnte ihnen entkommen ... Doch sie sind gefangen, gefangen in meinem Kopf. Wenn ich nur jemanden zum Anschreien hätte ...

#### 18. Februar

Die Stimmen in meinem Kopf werden jeden Tag lauter! Ich habe seit der Touristenboot-Geschichte nicht ein Mal richtig geschlafen! Von Tag zu Tag werden sie lauter, dreister, machen sich selbstständig! Sie fangen an, mich zu beschimpfen, mich verbal zu verprügeln. Ich halt das nicht mehr aus ... Wenn sie mich beschimpfen, habe ich immer das Gefühl, ich müsse meinen Kopf gegen einen Baum, einen Felsen donnern, dann würden sie aufhören. Doch nichts dergleichen geschieht. Ganz im Gegenteil: die Stimmen werden nur noch lauter!

Aaaarrggghhh! Au!

Hilfe! Was ist nur in mich gefahren?! Au, mein Kopf... Ich blute! Wie konnte das nur passieren?

Der Fels neben mir! Er ist ganz rot ... rot wie Blut ... Und das Tagebuch? Auch rot ... rot ist schön ... rot wie Blut ... schwarz ... schwarz ist auch schön ...

18. oder 19. oder 20. Februar?

Was ist passiert? Alles ist rot ... Nein! Das kann nicht sein!  
Das ist kein Blut, oder? Ich vertrage kein Blut ...  
Nein, nicht noch einmal ohnmächtig werden ...

Ich habe einen Entschluss gefasst: Ich türme! Ich hau hier ab!

Ich hasse diese Stimmen. Ich hasse das Alleinsein! Ich hasse diese Insel, mein persönliches Gefängnis!

### **Möchtegernrobinson auf Baumstamm im Meer von Luxusdampfer aufgefischt**

Anfang letzter Woche hatte der Kapitän des Luxusdampfers «MSC Freedom» einen halb verbluteten Mann auf einem Baumstamm treiben sehen und liess ihn an Bord holen. Der Mann trug zerrissene Kleider und redete wirres Zeug von Stimmen und Kämpfen. Der Mann hatte sich aus unbekanntem Gründen eine schwere Kopfverletzung zugezogen. Man brachte ihn unversehens in die nächste Irrenanstalt, in der auch seine Verletzung behandelt wurde. Gespräche von Psychologen mit ihm und seinem Verwandten- und Bekanntenkreis ergaben Folgendes:

Frederik Carull, ledig, hatte genug vom Luxusleben und verschaffte sich die Bewilligung, ein Jahr alleine auf einer Insel zu leben. Eine Versicherung? «Brauche ich nicht!», entschied Carull. Was genau auf der Insel geschah, ist unklar. Tatsache ist, dass Carull dem Luxus entfliehen wollte und nun ausgerechnet einem Luxusdampfer sein Leben verdankt.



Florentin Erb, 1998

## **Ein spannender Schultag**



Die Lehrerin steht vorne an der Tafel. Max hofft, dass er nicht drangenommen wird. Er hat Glück, denn Hans wird aufgerufen.

«Ach, ist der Schulunterricht langweilig», flüstert Max seinem Banknachbarn Tom zu.

Die Lehrerin schaut Max streng an: «Was gibt es hier zu reden?», fragt sie.

«Nichts», antwortet Max.

«Geh vor die Tür und überlege dir, was du getan hast!», sagt die Lehrerin.

Max geht mit hängendem Kopf nach draussen. Er fühlt sich so gefangen. Traurig setzt er sich auf die Bank. Zur Unterhaltung denkt er sich eine Geschichte aus...

Es war einmal vor langer Zeit in einer weit entfernten Galaxie ... Hm, nein. Diese Geschichte gibt es schon. Sie heisst Star Wars. Doof. Max horcht ganz tief in sich hinein. Da kommt ihm eine Idee. Er will sich vorstellen, was im Klassenzimmer ablaufen könnte. Er legt den Kopf in seine Arme und schliesst die Augen.

Die Lehrerin steht noch immer an der Wandtafel. Sie sagt mit feierlicher Stimme: «Also, Schluss jetzt mit Mathematik. Jetzt gibt es eine tolle Nachricht. Wir werden ein Klassenlager veranstalten!»

Die ganze Klasse jubelt. Auch Max. Toll! Das wollte er schon immer einmal erleben.

«Und das gleich morgen», ist das Schlusswort der Lehrerin.

Es läutet, und alle gehen nach Hause.

Am nächsten Morgen sind alle am Bahnhof versammelt. Da fährt der Zug ein. Die Kinder drängeln in den Zug. Max' Koffer ist so schwer. Die Lehrerin muss ihm helfen einzusteigen. Nun geht es los. An der elften Station steigen sie aus und nehmen den Bus bis zur dritten Station. Hier ist es: ein altes, schimmeliges Haus. Es kommt Max irgendwie unheimlich vor.

«Dieses Haus ist sehr alt. Seit über vierzig Jahren war niemand mehr auf dem Dachboden, weil dort scheinbar Geister hausen. Aber das sind alles nur erfundene Geschichten!», sagt die Lehrerin.

Nun beginnt die Zimmerverteilung. Max ist mit Lisa, Hans, Tom und Jeremy im Zimmer. Sie richten sich ein und spielen draussen Fussball, bis sie zum Abendessen gerufen werden. Es gibt leckere Spaghetti mit Tomatensauce. Als alle pappvoll sind, gehen sie zum Zähneputzen und ab in die «Heia».

Mitten in der Nacht raschelt es auf dem Dachboden. Max will weiterschlafen, aber das Geräusch wird immer lauter. Max ist sicher, dass es vom Dachboden kommt. Er steigt aus dem Bett und geht die Treppe hoch. Hier ist die Dachbodentür. Mit zittrigen Händen öffnet er sie. Es ist hell, denn der Vollmond scheint ins Zimmer. Der Staub hat sich zentimeterhoch angesammelt, sodass Max Fussspuren hinterlässt. Doch plötzlich sieht er eine leuchtende Gestalt, die langsam auf ihn zukommt. Ein Geist mit einem funkelnden Medaillon. Max will schon davonrennen, doch da sagt das seltsame Wesen mit freundlicher Stimme: «Hallo, ich bin Graf von Klapperstuhl, und wie heisst du?»

«Max», stottert dieser.

«Aaaahhh, endlich wieder mal Besuch. Wollen wir Federball spielen?», fragt der Graf von Klapperstuhl. Ehe Max es sich überlegen kann, hat er bereits einen Schläger in der Hand und spielt mit dem Gespenst Federball. Max und von Klapperstuhl haben viel Spass. Doch plötzlich geht die Dachbodentür auf. Vier Gestalten stehen verschlafen im Türrahmen. Es sind Lisa, Tom, Jeremy und Hans. Max ist extrem froh, dass es nicht die Lehrerin ist. Der Geist mit dem Medaillon stellt sich allen vor. Die Klassenkameraden von Max erholen sich schnell vom ersten Schock. Auch sie sagen Graf von Klapperstuhl ihre Namen, und das Spiel geht weiter, jetzt einfach zu sechst. Als es Morgen wird, versprechen die Kinder, dass sie in der folgenden Nacht wiederkommen werden. Dann gehen sie zurück in ihr Zimmer.

Beim Morgenessen sagt die Lehrerin mit ernster Stimme: «Also heute Nacht waren auf dem Dachboden Geräusche zu hören, die sehr wahrscheinlich von einem Geist stammen. Deshalb muss ich einen Geisterjäger anfordern, der heute Nacht den Geist fangen wird. Schliesslich wollen wir ausgeschlafene Kinder im Lager haben!»

Nach einem spannenden Tag im Lager schleichen sich Max, Tom, Lisa, Jeremy und Hans auf den Dachboden. Sie haben einen Plan und wollen bei Graf von Klapperstuhl im Estrich übernachten, um ihm zur Seite zu stehen. Fröhlich begrüsst der Geist die Kinder.

Doch als er erfährt, in welcher Gefahr er steckt, wird ihm ganz schlecht.

«Ihr müsst mich nach draussen bringen, zum Beispiel im Hosensack. Okay?», sagt das Gespenst, und schwupp ist er im Sack von Lisas Trainerhose verschwunden.

«Aber», tönt es dumpf aus der Hose, «das geht erst um Mitternacht.»

Da es jetzt erst zehn Uhr ist, kommt der Geist hoppla hopp wieder zum Vorschein. Die Kinder beschliessen, sich noch etwas hinzulegen, bis es zwölf Uhr ist.

Um drei Minuten vor Mitternacht erwachen Lisa, Tom, Hans, Jeremy und Max von lauten Schritten. In der Mitte des Raumes steht ein Mann mit einer Saugpistole. Das muss der Geisterjäger sein. Noch bevor die Kinder etwas tun können, sehen sie, wie er den Grafen von Klapperstuhl mit seiner Gespensterwaffe aufsaugt und dabei ein schreckliches Lachen hören lässt. Da nimmt Max all seinen Mut zusammen, macht einen grossen Satz und entreisst dem Geisterjäger die Waffe. Ehe der das realisiert, rennt Max davon.

Da meldet sich das Gespenst aus dem Sauger: «Wirf dieses enge Ding aus dem Fenster! Bitte, mach schon!»

Max nimmt die Geisterwaffe und stemmt sie aus dem Fenster. Gerade, als er das Geschoss loslässt, hört er ein vertrautes Geräusch. Es tönt wie eine Schulglocke ... Jetzt versteht Max nichts mehr.

Aha, er ist ja in der Schule, und die Geschichte ist nur ausgedacht. Enttäuscht steht er auf und will schon die Schulzimmertür aufmachen, da spürt er etwas in seiner Hosentasche. Er zieht ein Medaillon heraus mit einem Zettel daran:

Vielen Dank, lieber Max  
Graf von Klapperstuhl



Anna Holm, 1998

## **Im Schatten der Mauer**



Unauffällig schlenderte ich über die breiten, gepflasterten Strassen. Es war Markttag, und wie an jedem dieser besonderen Tage war es ein Leichtes, in der Menge unterzutauchen und sich ungesehen fortzubewegen. Genau, wie ich es mir wünschte!

Die Sonne brannte vom Himmel herab, und eine kühlende Brise von Süden her, wo das Meer an die felsige Küste schwappte und die Schreie der Möwen über die Weite schallten, erfüllte die ganze Stadt mit einem salzigen Duft. Die Singvögel in den Zypressen und Olivenbäumen zwitscherten vergnügt, es war früher Morgen, und leichte Dunstschwaden vervollständigten die traumhafte Szene. In der Luft schwebte der Geruch von Paprika, Muskatnuss, Curry, Ingwer, Knoblauch, Majoran und anderen Gewürzen aus dem fernen Indien, aus China und von den Molukken.

Wegen der graubraunen Leinenhose, dem einfach geschnittenen, weisslichen Oberteil und den kurz gestuften, struppigen schwarzen Haaren hielt man mich vielleicht, und das war auch mein Ziel, für einen der jungen Boten eines reichen Bürgers, obwohl ich eine beinahe erwachsene Frau war. Ich war jedoch klein gewachsen und schlank gebaut, sodass man mich für einen 14-Jährigen halten konnte. Meine tiefgrünen Mandelaugen funkelten verstohlen zu einem der hohen, weissen Häuser. Endlich angekommen.

Ich schob mich durch das Gedrängel, huschte vorsichtig in eine dunkle Seitengasse und beobachtete das Gelände: Keine Hunde oder andere Geräuschquellen, welche die Bewohner hätten alarmieren können, waren in Sicht. Ein Glück, das erleichterte die Arbeit. Behutsam kletterte ich über die niedrige Gartenmauer und lief gebückt zum hinteren Eingang des Gebäudes. Zielstrebig näherte ich mich dem Portal. Im Haus war es düster; um die warmen Sonnenstrahlen nicht in die Innenräume zu lassen, hatte jemand alle Vorhänge zugezogen.

Rechts befand sich ein breiter Flur, der übliche Empfangsraum, ausgestattet mit Wandspiegeln, Mantelhaltern und Schuhregalen, in welchem man edle Gäste empfing.

Links eine Wendeltreppe mit einem reich verzierten, gusseisernen Geländer. Geräuschlos schlängelte ich mich der Wand entlang in den ersten Stock. Ich musste lächeln. Früher hatte ich an diesem Punkt immer schwitzige Hände bekommen, heute war ich das Einbrechen gewohnt. Auch meine Beine zitterten nicht mehr. Das war mein ganzer Stolz, das Stehlen, das Einzige, was ich richtig gut konnte. Das Einzige, bei dem ich das Gefühl von Ruhe in mir spürte, das Einzige, bei dem ich mich selbst fühlte. Rasch in ein Haus eindringen und mit genügend Beute wieder zu verschwinden, war für mich schon immer ein Kinderspiel gewesen! Es war meine Gabe.

Ich befand mich nun in einem Treppenhaus. Dämmriges Licht fiel durch ein kleines, kreisförmiges Fenster, welches ich vorsorglich öffnete, auf den goldbestickten Teppich zu meinen Füßen. Neben dem kunstvollen Gewebe raschelte ein Perlenvorhang. Ob sich dahinter der Waschraum verbarg? Die Dame hatte ausdrücklich gesagt, sie wolle einen Spiegel, einen wertvollen Spiegel, der in edlem Silber eingerahmt sei. Solche Kunstwerke fand man massenweise in den Baderäumen der Villen reicher Leute. Deren Anwesen konnte jeder Blinde erkennen: protzige Pforten, üppige Gärten, grosszügige Fenster mit bunten Vorhängen und beschattete Lauben. Wo bei normalen Wohnhäusern der Kalkanstrich abblätterte, strahlten diese Gebäude noch immer in makellosem Weiss.

Ich machte zaghaft einen Schritt auf den Vorhang zu und glitt schliesslich leise in das Nebenzimmer. Im Raum herrschte Totenstille, als wäre die Zeit stehen geblieben. Ich lauschte angestrengt in diese unheimlich vollkommene Stille. Nur mein Atem durchbrach das unnatürliche Schweigen. Es war zu still. Viel zu still, als dass hier nichts falsch laufen würde. Plötzlich sprang ein Mann aus der hinteren beschatteten Ecke. Schnell flitzte ich zurück zur Wendeltreppe. Mein Herz klopfte rasend schnell, doch konnte ich klar denken und brach nicht in Panik aus – so, wie ich es immer gewollt hatte, immer trainiert hatte. Mit geübten



Handgriffen zog ich mein leichtes Gewicht zur runden Fensteröffnung und versuchte, mich hindurchzuzwängen. Obwohl die meisten Mädchen mich um meine Figur beneiden würden, bereitete es mir Schwierigkeiten, die Schultern durch die enge Öffnung zu schieben. Schon hing ich zur Hälfte draussen, als die polternden Schritte des Fremden lauter zu hören waren. Meine Bewegungen wurden hektischer, denn, und diese Erkenntnis traf mich wie ein Schlag, ich steckte im Fensterrahmen fest, konnte nichts tun, nur abwarten.

Der Mann hatte meine nackten Füsse schon beinahe erreicht, als ich nochmals mit aller Kraft mit den Händen von aussen gegen die geweißelte Hausmauer stiess. Mit einem leisen Plumps landete ich im weichen Gras des Vorgartens. Von oben hörte ich eine raue Stimme, die vor sich hin fluchte. Schon vernahm ich die knarrenden Treppenstufen, der Hausbesitzer nahm die Verfolgung auf. Mit einem leichtfüssigen Satz sprang ich auf die steinerne Gartenmauer und kletterte an der Aussenseite wieder hinunter. Das Menschengetümmel machte mich unsichtbar, flink wie ein Fuchs flitzte ich gehetzt durch die Menge und verschwand in einer Gasse. Ein altes Schild hing über einem Mülleimer: «Spelunkenviertel.»

Jemand hatte jedoch das «Spel» durchgestrichen, jetzt hiess es nur noch «unkenviertel». Was in gewisser Weise jedoch auch stimmte, wenn man bedachte, wer hier hauste. Die Leute, die in diesem Gebiet in ein Gasthaus einkehrten, kümmerte das jedoch nicht. Ihnen war es egal, ihnen war alles egal, ausser ihr Bier. An diesem Ort traf sich die ganze Unterwelt, in der ich gute Beziehungen zu pflegen wusste.

Ich rannte an dunklen Kanälen und verlotterten Schlupfwinkeln vorbei, durch schmale Gässchen und schäbige Pforten, über alte Brücken und hohe Dächer von unbewohnten Häusern. Nach geschätzten fünf Stunden stand ich vor einer schon so oft aufgesuchten Kneipe. Als ich das erste Mal hier gewesen war, ungefähr mit sechs Jahren, hatte ich Angst gehabt vor ihrem Namen.

«ZuM RoStigEn NaGezAhn», war mit schwarzer Farbe ziemlich unleserlich auf ein Brett gepinselt, welches über der kaputten Türe mehr schlecht als recht befestigt war. Ein nicht sehr einschmeichelnder Name, muss ich zugeben.

Als ich eintrat, umging mich gelbes, waberndes Licht. Es roch nach Alkohol, und Gelächter schallte durch den Schankraum. Bald bemerkte man meine Ankunft.

«He, Wiesel», so lautete mein Spitzname, «schon lang nicht mehr gesehen! Was hast du denn wieder verbochen?»

Ferdinand, der dicke Wirt, der mir sehr nahestand, hatte wie immer sein breites Grinsen aufgesetzt und strahlte mich glücklich an.

«Probleme mit der Dame? Du siehst nicht gerade heiter aus!»

Ja, die Dame, meine verfluchte Auftraggeberin!

«Ferdinand, ich würde gerne etwas mit dir besprechen, aber vielleicht sind hier zu viele gespitzte Ohren?!»

Ich zwinkerte ihm zu und er begriff mein Zeichen.

«Im Hinterhof hält sich niemand auf, ich komme, sobald ich kann.»

Er deutete mit dem Kopf auf das Tablett, das er in seinen grossen Händen hielt.

So lief ich zwischen den schmutzigen Tischen hindurch und trat in den kühlen Hinterhof. Über mir öffnete sich der vom Sonnenuntergang orangerot gefärbte Himmel. Rasch setzte ich mich auf einen der herumstehenden Hocker und sank darauf zusammen.

Der erste missglückte Diebstahl seit dem Einbruch bei der Dame, ein besonderer Tag. Man hätte fast meinen können, es sei ein Signal, das mich daran erinnern sollte, wie meine Vergangenheit aussah und warum ich hier sass und auf Ferdinand wartete.

Mit elf Jahren hatte ich einen perfekten Diebstahl geplant, im Obstgarten der Dame, die mir damals noch nicht bekannt war. Nur ein paar Birnen aus ihrer Anlage hatte ich ergattern können, und schon hatte ihr Gärtner mich ge-

schnappt. Dreizehn Tage lang war ich in einem kleinen Zimmer gefangen, bis mich endlich jemand aufgesucht hatte – ausser der Haushälterin, die mir täglich meine karge Mahlzeit gebracht hatte. Das edle Fräulein war in einem grünen Kleid hereingerauscht und hatte mir folgenden Vorschlag gemacht: Entweder würde sie mich an die Gendarmen ausliefern, oder ich würde für sie ab und zu ein paar Kleinigkeiten besorgen, dies natürlich gegen eine Belohnung, welche ganz mit der Ausführung des Auftrags in Verbindung stehen würde. Damals hätte ich alles gegeben, um aus dieser misslichen Situation zu kommen.

So war ich befreit worden. Ich konnte danach tun und lassen, was ich wollte, doch die Dame hatte mich fest im Griff. Sie hatte aus mir herausgepresst, wo diese Kneipe lag. Ein Fehler, und **«ZuM RoStigEn NaGezAhn»** wäre Geschichte. Seitdem war ich ihr geheimer Bote und Privatdieb. Richtig frei fühlte ich mich nicht, eher war ich abhängig, abhängig von der Belohnung der Dame, welche dafür sorgte, dass ich nicht ums Überleben fürchten musste, und abhängig von der Existenz dieser einzigartigen Kneipe, die jederzeit einen sicheren Unterschlupf für mich bot.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, als schliesslich leise Schritte meinen Kopf hochschnellen liessen. Nachdem ich alles, was in den letzten Stunden passiert war, erzählt hatte, schüttelte Ferdinand nur den Kopf.

«Du hast dich eben kaufen lassen!», versuchte er sich aus der Sache rauszuhalten.

«Bist mir aber eine grosse Hilfe», entgegnete ich ironisch und verdrehte die Augen.

«Schon gut, was kann ich tun, um deinen Kopf vor dem Galgen zu bewahren?», fragte der feste Mann gespielt gelangweilt.

«Hör mir gut zu! Ich werde jetzt verschwinden, denn länger halte ich diese Unselbstständigkeit nicht mehr aus, gerade jetzt, wo mir sowieso Ärger bevorsteht. Diese hässliche, gemeine, stinkende fiese Dame», diese Wörter spuckte

ich mit so viel Abscheu heraus, dass Ferdinand beinahe mit seinen Kilos vom klapprigen Stuhl geflogen wäre, «wird ihre Drohung wahr machen, sie wird das ganze Gebäude zerstören, bis nichts mehr übrig ist! Dein Überleben hängt von meinem Gehorsam ab, verstehst du, sobald ich versage, bist du dem Untergang geweiht, samt deinem Besitz! Sie weiss alles über mich und somit auch über dich, und sie weiss, dass ich weiss, dass du weisst, dass du niemals deine Schenke aufgeben wirst und deshalb das allerbeste Druckmittel bist. Du musst weg, weit weg, und ich muss die Stadt verlassen und irgendwo anders eine Überlebenschance finden! Tu, was ich sage, bitte! Hör auf mich, es ist für uns alle das Beste!»

Der Wirt sah mich lange verdattert an und schwieg nach meiner feurigen Rede. Schliesslich stand er auf und trottete mit hängendem Kopf zurück in seine Gaststube. Eine Zeit lang schaute ich ihm nach, sah die Öllampen hinter den Glas-scheiben flackern und hörte die grölenden Stimmen der Gäste.

Es war seine Entscheidung, ich hatte es nie so gewollt.

Ich stand auf und verschwand leise über die Dächer der Stadt im Abendrot.

Lange Zeit später, Monate später, lag ich platt auf dem Bauch im Schatten einer Mauer und schaute dem brennenden Gebäude zu. Wie die rot leuchtenden Flammen es umzüngelten, mit ihren tödlich spitzen Zähnen die Holzbalken verschlangen und an den hölzernen Tischen frassen, wie sie an der Hausmauer leckten und alles mit in den Abgrund zogen, was sich ihrer unermesslichen Gewalt entgegenstellte. Ich hörte die Schreie, einmal glaubte ich, ein herzerreissendes Wimmern zu hören. Doch ein Echo hallte immer noch in meinem Kopf wider, Ferdinands Stimme: «Hilf mir! Wiesel! Verräter! Ver...», und danach ein markerschütternder Schrei. Eine Träne kullerte meine Wange hinunter. Wasser sammelte sich in meinen Augen.

Endlich hatte ich es geschafft, befreit zu sein, mich von allem zu lösen, und machte mich auf die Reise in ein neues Leben.

Geschwind glitt ich eine Hauswand hoch und wurde eins  
mit der nächtlichen Schwärze.



Mathieu A. Kroll, 1998

**Meine Geschichte –  
frei und doch gefangen sein**

Obwohl ich, Mathieu Albert Kroll, erst zwölf Jahre alt bin, habe ich schon vieles erlebt und gesehen. Und einige Erlebnisse beschäftigen mich nonstop, wie eines mit meiner Oma in Frankreich. Schon als Kleinkind spürte ich jeweils, wenn wir dort auf Besuch waren, dass etwas nicht stimmte, und dass es ihr nicht gut ging. Immer wieder spürte ich die negativen Schwingungen, wenn wir in Frankreich bei ihr waren. Das Herz tat mir dabei sehr weh. Es beschäftigte mich immer.

In der Zwischenzeit weiss ich, dass ich Recht hatte, sie hatte finanzielle Probleme

Ein weiteres Beispiel, das ich gerne erzählen möchte, ist der bekannte Zickenkrieg unter den Erwachsenen.

Meine Mami führt ein Hotel mit Restaurant, und daher haben wir einen «Babysitter», eine Tagesmutter. Das «Ersatzmami» haben wir, ich und meine zwei Brüder, schon seit wir klein sind. Sie ist uns sehr ans Herz gewachsen. Doch kann sie nicht loslassen und akzeptieren, dass ich grösser und älter werde und somit meinen eigenen Weg gehen möchte.

Dann ist da noch mein Götti, der alleinstehend ist und das Gefühl hat, auch noch ein Wörtchen mitreden zu müssen. Er ist eifersüchtig, wenn ich mit der Babysitterin einen Tagesausflug mache, denn er findet, es sei an ihm als Götti, mir die Welt zu zeigen. Und überhaupt, in meinem Alter benötige man keinen «Aufpasser» mehr, und so weiter.

Die Dritten im Bunde sind meine Schweizer Oma und ihr Freund, die selten, aber auch von Zeit zu Zeit negative Äusserungen machen, meine Tagesmutter betreffend, oder die so in Aktion treten, dass es Krach gibt.

Ich habe dauernd das Gefühl oder empfinde es auf jeden Fall so, dass ich immer die Zielscheibe für die verschiedenen Giftpfeile bin. Es ist ein ständiger Kampf in mir ...

Also bewege ich mich immer auf dünnem Eis – wie soll ich mich verhalten, dass es möglichst keinen Zickenkrieg gibt? Wem soll ich was erzählen? Wem kann ich was anvertrauen? Mit wem soll ich in den Ferien etwas unternehmen, ohne dass der andere gleich eifersüchtig wird? All das stresst mich von Jahr zu Jahr mehr. Teilweise muss ich Notlügen erfinden, damit es keinen Streit gibt. Soll das mein Leben sein?

Die verschiedenen Parteien können nicht nachvollziehen, wie mich dieser Nervenkrieg stresst. Sie winken immer wieder ab und meinen, das sei nicht so gemeint gewesen oder versichern mir, dass es in Zukunft besser werden wird. Doch Anzeichen dafür gibt es bis heute noch keine ...

He Leute, auch wir Kinder haben ein einfühlsames Herz! Immer sagen die ‹Grossen›, dass wir Kinder und Jugendlichen keine Probleme hätten, und wenn doch, dann seien sie für einen da. Doch wie soll das gehen, wenn uns fast das Herz zerbricht, und die Erwachsenen es nicht sehen, nicht spüren, es übersehen oder ganz einfach nicht verstehen können?

Mami bestärkt mich immer wieder und redet mir zu, indem sie mir rät, dass ich meinem Herzen folgen und meine Entscheidungen, mit wem ich was unternehmen möchte, selber fällen soll. Ich könne es nicht allen recht machen. Es gebe immer Verlierer und Gewinner. Doch das ist gar nicht einfach für mich, denn ich will, dass unter uns Harmonie herrscht.

In der Sicht von Mami bin ich oder soll ich frei sein, doch tief in meinem Herzen bin ich gefangen.







Anina Wild, 1998

## **Die Geschichte einer Drampirin**

Hallo, mein Name ist Anna. Auf mir lastet ein Fluch... Ja, ihr lacht, aber ihr wisst nicht, wie schwer es ist, eine Drampirin zu sein! Ich kann tun und lassen, was ich will, denn meine Eltern sind Säufer und ihnen ist alles egal. Aber ich bin gefangen, gefangen von meiner Angst, dass mich jemand auffliegen lässt, denn ihr müsst wissen: sobald jemand von der Existenz eines Drampirs erfährt, verschwindet dieser auf nicht nachweisbare Weise!

Ihr fragt euch bestimmt, was ein Drampir ist, oder? Ah... ihr wollt es gar nicht wissen? Na dann... Ach Quatsch, keine Panik, war nur ein Scherz.

Ein Drampir ist eine Mischung aus einem Dracula und einem Vampir. Aber ich beiße keine Leute wie ein Vampir. Ich habe keine Lust auf Blut, und ich bin auch keine Gräfin wie Graf Dracula, der sich dann schliesslich in einen Vampir verwandelt. Und jetzt kommts: ich verwandle mich nicht in eine Fledermaus, ich verwandle mich in eine Flederlaus. Noch kein Forscher hat diese Art von Viechern je entdeckt, da es nur fünf davon gibt auf der ganzen Welt – und ich gehöre dazu. Eine Flederlaus ist eigentlich eine Fledermaus in der Grösse einer Laus. Ja, ich wurde verflucht, und das von Herrn Graf Dracula höchstpersönlich!

Alles geschah wie folgt: Als ich vor sieben Jahren achtzehn wurde, zogen wir in eine neue Stadt namens Dracu-Ville. Mir kam der Name damals schon komisch vor, aber ich dachte mir (noch) nichts dabei. Ich wollte den neuen Ort ein bisschen erkunden, weshalb ich am Anfang am Stadtrand herumstöberte. Bald sah ich ein grosses altes Schloss. Ich musste nur durch den Wald gehen und fünfhundert Meter mit einem verrosteten Skilift nach oben fahren... Ich wagte es, und heute weiss ich, dass es ein Fehler war! Als ich das Schloss betreten wollte, öffnete sich die Tür wie von selbst, und eine grosse, mächtige Stimme drang mir entgegen und sagte: «Ich habe dich schon erwartet. Mein Name ist Denzel Dracula.»

Bei dem Wort «Dracula» machte ich auf dem Absatz kehrt und wollte gehen, aber die grosse alte Holztür war

fest verschlossen. Ich hatte Angst und ich fror, als mir plötzlich wie aus dem Nichts ein Lichtstrahl entgegenschoss und mich etwa ein Dutzend Mal umrundete, bis ich bewusstlos wurde. Ich fand mich danach unten am Berg in dem grossen Wald wieder, den ich an jenem Tag schon einmal durchdrungen hatte. Als ich aufstehen und nach Hause laufen wollte, hievte mich ein Ruck in die Luft und ich flog... Später googelte ich dann «Graf Dracula», in Verbindung mit dem Wort «fliegen»: ich fand heraus, dass auf mir ein Fluch lastet und ich eine Drampirin bin, und all den anderen Chrims Chrams, den ich euch vorher schon erzählt habe.

Ich bin frei. Ich kann tun und lassen, was ich will, und sowieso bin ich schon längstens bei meinen Eltern ausgezogen. Es gelüftet mich auch nie nach Blut, aber ich brauche Kaffeesatz! Ich esse ihn, trinke ihn und bade sogar darin. Ich weiss, es hört sich komisch an, aber ich kann nichts dagegen tun!

Und du, ja genau DU hast nun einen Einblick in mein Leben bekommen. Und das ist noch nicht alles, denn sobald du jemandem etwas davon erzählst, geht es mir an den Kragen! Und das willst du doch nicht. Oder doch? Falls ja, dann leg sofort dieses Buch weg, lies ein neues und vergiss alles, was du hier gehört, gesehen oder gelesen hast ...!

Ich bin nun schon seit sieben Jahren frei, aber doch gefangen in meiner Angst! Und Morgen jährt sich das Ereignis zum 8. Mal, und genau das ist mein Problem! Denn jeder Drampir weiss, sobald sich das Ereignis zum 8. Mal jährt, kommt Graf Dracula höchstpersönlich und möchte die Drampire vernichten, denn sie sind der einzige Hinweis dafür, dass es ihn – Dracula – wirklich gibt!

Zur Beruhigung nehme ich ein heisses Bad – natürlich in Kaffeesatz!

Und ihr sollt wissen, sobald ich länger als eine Stunde im Sonnenlicht fliege (gehe, laufe, hüpfе – oder sonstige Fortbewegungsarten, das spielt keine Rolle), verbrutzelt mei-

ne Kaffeesatzzelle, und wenn ich dann wieder auf irgendeine Art mit Kaffeesatz in Berührung komme, löse ich mich in Luft auf!

Ja, am Anfang habt ihr noch gelacht, aber mittlerweile habt ihr einen Einblick bekommen, wie schwer das Leben als Drampir ist. Ich muss nun schon seit sieben Jahren ein total eingeschränktes Leben führen, und das alles nur wegen dieses Fluches. Auch nach diesen sieben Jahren habe ich noch nicht ganz den Durchblick, denn ich habe Probleme, vom Fliegen ins Gehen zu gelangen und umgekehrt. Und immer, wenn ich mit Wasser in Berührung komme, muss ich umgehend auf die Toilette – nur schon, wenn ich Wasser sehe ... Es ist furchtbar, aber doch irgendwie cool!

Am nächsten Morgen:

Oh Gott! Das war eine grauenhafte Nacht!!! Stell dir vor, du liegst um Mitternacht alleine in einem längst verlassenen Wald. In der Ferne hörst du die Kirchturmuhre 12-mal schlagen, was war das?!? Du siehst 13 pechschwarze Raben vorbeifliegen, von denen einer leuchtend grüne Augen hat. Und genau das habe ich geträumt, aber das ist noch nicht genug: auf einmal hatte ich das Gefühl, in den Gellow-Wald gehen zu müssen. Der Gellow-Wald wurde nach Mike Gellow benannt. Er hatte als Erster den Wald durchquert, der damals noch keinen Namen hatte. Aber seither wurde Mike Gellow nie wieder gesehen. Also: eine Stimme in meinem Kopf sagte mir, ich müsse dorthin. Ich sah sogar den Text genau vor mir. Ich stutzte: Stehen am Ende des Textes die Initialen D. D., oder ist das einfach ein Fussel, der durch meine Gedanken schwebt? Nein! Ich sehe sie, ich sehe die Buchstaben immer grösser, bis die beiden Ds mich fast erschlagen ... Jetzt weiss ich es: D. D. steht für Denzel Dracula. Mich durchschiesst nur ein einziger Gedanke: NEIN!!! Ich muss widerstehen, denn wenn ich jetzt in den Gellow-Wald fliege, bin ich Geschichte ... Was soll ich tun?

Genau das war das Ereignis der letzten Nacht. Mein 8-jähriges Jubiläum. Das war es, warum Graf Dracula mich

in der Nacht gerufen hat, und nun weiss ich auch, was mich abgehalten hat. Ich habe Wasser getrunken, und ratet mal, was geschah ...!?

Falsch, ich musste nicht aufs Klo; ich hörte nur noch Glocken läuten und schief wieder ein. Was für eine super Idee von mir! Mein Plan war eigentlich gewesen, drei Liter Wasser zu trinken, sodass ich dringend aufs Klo muss und den Aufruf von Denzel Dracula verpasse. Ja okay, war vielleicht nicht der beste Plan, aber er hätte bestimmt funktionieren können!

Eine Woche später ...

Heute bekam ich eine 3-D-E-Mail. Das ist eine Botschaft, die durch die Luft gleitet, und sobald sie den Empfänger erreicht, faltet sie sich vor ihm auf und ist ein dreidimensionales Blatt. So eine bekommt man als Drampir jeden Monat, und heute kam sie von Max Theodor. Er ist der, der als Einziger weiss, dass es sie gibt, die Drampire. Woher er es weiss? Von Madame Dracula. Sie ist die Schwester von Denzel Dracula. Warum sie anders heisst, weiss niemand ... Sie erzählte es ihm in jener Nacht, als es das schlimmste Gewitter seit bestimmt tausend Jahren gab. Hätte sie es ihm nicht erzählt, wäre sie heute eine Zwiebel ...

Ich weiss, das hört sich doof an, aber so ist es nun mal. – Egal. Er schreibt jedem Drampir der Welt, falls es etwas zu tun gibt. Und das Problem ist jetzt, wenn wir Graf Dracula in den nächsten 24 Stunden nicht töten, wird er alle vernichten, die von ihm, von uns und von seinem Schloss wissen.

Das heisst, ich muss es wieder tun, ich muss wieder zu jenem Ort, wo alles begonnen hat, und niemand kann mir helfen, denn ich bin auserwählt worden.

Ich habe Angst. Ich zittere, und meine Arme tun weh von der Ausrüstung, die ich mitbringen muss, um ihn zu besiegen. Es ist zwar nur eine Lupe, aber mit ihr hat man schon so viel Böses eingefangen, dass sie so viel wiegt wie ein Ele-

fant. Warum ich das tragen kann? Ich bin eine Drampirin, schon vergessen?!?

Ich nähere mich der Stelle, wo sonst der alte Skilift stand. Dracula muss wohl von meinem Vorhaben gewusst haben, denn der Skilift ist weg, einfach verschwunden. Das bedeutet, ich muss die Klippen zu seinem Schloss hochklettern. Als ich nach mehreren Stunden endlich oben bin, höre ich einen furchtbaren Schrei! Es ist ein Kreischen, und ich weiss, nun ist es so weit. Ich muss kämpfen. Doch als alles verschwindet, was mir hätte Deckung geben können, und auch noch meine Flügel abfallen, werde ich wütend, so wütend, dass ich, sobald sich Dracula blicken lässt, beginne, ihn einfach mit der Lupe zu schlagen. Ihm fällt zuerst der eine scharfe Vampirzahn aus. Ich schlage ihn noch mal, und der zweite Zahn fällt auch aus. Es beginnt zu blitzen. Ich sehe mich um, und dort, wo vorher noch Dracula gestanden hat, erscheint ein Brief: «Du hast es geschafft, du hast alle erlöst, die unter dem Fluch von Denzel Dracula gelitten haben, und du selbst bist nun auch wieder normal ...!»

Als ich den Brief weglege, werde ich schläfrig, und als ich wieder zu mir komme, liege ich in meinem Bett und durch mein Zimmerfenster strahlt die Sonne. Die ganze Stadt strahlt, überall sind Blumen und alle Leute sind fröhlich ...

Ich bin so stolz auf mich, dass ich beschliesse, einen Ausflug zu machen. Das Schloss von Dracula ist weg, und er anscheinend auch. Nach einer Stunde gelange ich zu einem Gewässer, das ich noch nie zuvor gesehen habe. Ich springe einfach mit allen Kleidern in den See, und ehe ich mich sehe, wächst mir eine Fischeschwanzflosse. Ich erschrecke total; aber das ist eine andere Geschichte ...